

---

**Amelie Bendheim**, *Wechselrahmen. Medienhistorische Fallstudien zum Romananfang des 13. Jahrhunderts.* (Studien zur historischen Poetik 22) Winter, Heidelberg 2017. 469 S., € 82,-.

Besprochen von **Christine Putzo**: Universität de Lausanne, Faculté des lettres, Section d'allemand, CH-1015 Lausanne, E-Mail: christine.putzo@unil.ch

<https://doi.org/10.1515/arb-2020-0070>

Amelie Bendheims 2016 an den Universitäten Luxemburg und Mainz angenommene Dissertation widmet sich einem so originellen wie inkomplexen Thema: den Erzählanfängen mittelhochdeutscher Romane des 13. Jahrhunderts. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass mittelalterliche Texteingänge – anders als noch antike Verfahren des Einsatzes *medias in res* – moderner Leser-

erwartung entgegenstünden, insofern sie für den mündlichen Vortrag und die auditive Rezeption verfasst worden seien, nun aber von der Buchseite „in geronnener Form im Stillen literarisch konsumiert“ (S. 19) würden. Folgerichtig setzt sich die Studie nicht allein zum Ziel, mittelhochdeutsche Romaneingänge textimmanent zu analysieren, sondern sie bezieht zudem „den kulturelle[n] Kontext als Variable“ (S. 20) ein, beabsichtigt also nicht weniger als eine „Engführung von Narratologie und Kultur(-theorie)“ (ebd.).

Was dabei eigentlich der ‚Anfang‘ eines Textes ist, definiert die Autorin nicht quantitativ, sondern, gut aristotelisch, funktional und relational: Als ‚Anfang‘ gilt jener Teil des Erzähl-ganzen, dessen Wesen in seiner Unabgeschlossenheit und der Evokation einer Folgeerwartung liegt, so dass die weitere Handlung zu ihm im Verhältnis einer Sequenz steht. Gegenstand der Untersuchung sind also nicht lediglich formal als solche markierte Textanfänge wie Prologe oder andere Exordialelemente, sondern auch der für jeden Roman besonders zu bestimmende erste Teil der erzählten Handlung (S. 20–22). Die Autorin wählt für ihre Studie exemplarisch drei Romane des beginnenden 13. Jahrhunderts, welche „Basismodelle“ (S. 29) des Erzählanfangs dieses Zeitraums repräsentieren: Konrad Flecks *Flore und Blanscheflur* (mehrere Prologe), Wirts von Grafenberg *Wigalois* (fakultativer Prologabschnitt) sowie den anonym überlieferten *Wigamur* (ohne Prolog).

Vor den eigentlichen Textanalysen jedoch entwickelt die Autorin in einem umfangreichen methodischen Grundlagenkapitel (S. 31–108) ein Analysemodell. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist dabei der Gedanke, dass mittelhochdeutschen Romanen ein „Rahmen“ eignet (S. 31–40), der hier nicht im literaturwissenschaftlich üblicheren Gebrauch des Wortes eine Rahmen-erzählung meint, sondern in Anlehnung an den soziologischen Begriff des „frame“ (Goffman) als ein „Außenbereich“ (S. 31) jenseits der fiktionalen Erzählung beschrieben wird, in dem der Kontakt zwischen Text und Adressat hergestellt wird und der so den Übergang zwischen der außertextlichen Wirklichkeit und der erzählten Welt strukturiert – gewissermaßen die „Verpackung“ (S. 36) oder „Bekleidung“ (vgl. S. 31) des Erzähltextes. Ausführliche Überlegungen gelten dem Verfahren des Durchschreitens dieses Rahmens, also der Eröffnung und Regulierung des Rezeptionsprozesses. Wie schwer dieser Prozess technisch-kommunikativ fassbar und beschreibbar ist, zeigt nicht zuletzt das umfassende Resümee rezeptionsästhetischer Theorien, das die Autorin bietet, steht doch an dessen Ende nicht mehr als die unscharf bleibende Bestimmung literarischer Rezeption als eines „strategische[n] Spiel[s]“ (S. 53) zwischen dem „Text“ (welche Instanz ist gemeint?) und dem Rezipienten: „Einem Schachspiel oder einer militärischen Operation gleich, setzt er [d.h. der Rezeptionsakt] voraus, die Züge und Reaktionen des Gegenübers zu antizipieren und mit soziologischem Sachverstand ins Visier zu nehmen“ (S. 54). Die Metapher bleibt explika-tionsbedürftig, insofern sie die gleichzeitige intellektuelle Präsenz und flexible Reaktionsfähigkeit zweier Parteien voraussetzt, was jedenfalls auf Ebene des „Textes“ (des Erzählers? des realen Autors? oder, methodisch schwierig, eines impliziten Autors?) nicht gegeben sein kann.

Unter Rückgriff auf die phänomenologische Bildtheorie, die erneut weitläufig aufgearbeitet und durch mittelalterliche Wahrnehmungstheorien ergänzt wird, kann die Autorin im nächsten Schritt überzeugender präzisieren, welche bedeutende Rolle die gezielte Evokation innerer Bilder für den gesteuerten Prozess der Texterfassung spielt, um den es ihr geht. Als „Lektüreschlüssel“ (S. 73) ergibt sich so ein „Input-Imagination-Modell“ (ebd.), das auf dem Gedanken beruht, der Text leite den Rezipienten über strategisch gesetzte Impulse zum visuellen Aufbau der fiktionalen Welt in Bildern seiner eigenen Vorstellungskraft an. Dieser Vorgang soll mit der Hilfe dreier „textfunktionale[r] Werkzeug[e]“ (S. 74) untersucht werden, nämlich der „Paratexttheorie“, der „Prologtheorie“ und der „Narratologie“ (S. 75). Die zwei erstgenannten sind dem „Input“ zugeordnet, letztere der „Imagination“ (vgl. S. 105).

Paratextuelles wird als „Subkategorie“ (S. 84) des Rahmens bestimmt und fällt damit per se ins Untersuchungsfeld; ein wichtiges Ergebnis der Arbeit wird sein, dass für höfisches Erzählen des Mittelalters nicht vorrangig von Paratexten als Textsorte zu sprechen ist, sondern dass größere Bedeutung vielmehr fiktion-internen „paratextuellen Elementen“ zukommt (vgl. S. 392–397). Zugleich wird der Paratext schlechthin, der Prolog, als lediglich optionale Komponente der Rahmung begriffen, die im mündlichen Vortrag wegfallen kann, und zwar auch bei solchen Romanen, zu denen ein Prolog überliefert ist. Dies lässt sich vor dem Hintergrund eines unfesten Textbegriffs und angesichts erkennbarer Literarisierungsstrategien vieler Prologe in der Tat mit Fug behaupten; weniger überzeugt, dass die Autorin – wohl allzu pauschal und allzu sehr von moderner kognitiver Prägung ausgehend – die Funktionalität des Prologs, das heißt den Appell an die Rezipienten und die Bindung ihrer Aufmerksamkeit, in einer oralen Erzählsituation gefährdet sieht, ja, ihn in kleineren Zuhörergruppen geradezu „überflüssig, wenn nicht gar langweilig“ (S. 100) findet. Unter dem Dach der Narratologie führt die Autorin anschließend das ausdrücklich funktional, nicht strukturell gedachte Konzept des kohärenzbildenden „Erzählfadens“ (S. 101) ein: „die Kette der zeitlich aufeinander folgenden und logisch oder durch Berührungsbeziehungen auseinander begründeten Ereignisse, wie sie sich im Rezipienten aufbauen soll“ (S. 102), erzeugt durch Faktoren wie „Figuren, Räume oder Inhalte“ (ebd.).

Die erste Fallstudie, Konrad Flecks *Flore und Blanscheflur*, bietet das Beispiel für einen besonders komplexen Fall, nämlich eine „Mehrfachrahmung“ (S. 109), die sich aus der zweischichtigen Struktur des Romans ergibt. Nach dem umfangreichen Prolog am Beginn des Textes wird die Rahmenerzählung, in welche die eigentliche Handlung eingebettet ist, durch einen zweiten, kürzeren Prolog aus dem Mund einer Figur eingeleitet. Beide Prologe weisen die konventionelle Zweiteilung, *praeter rem* und *ante rem*, auf, welche die Autorin allerdings nur für den ersten Prolog notiert, während sie den zweigeteilten Binnenprolog als zwei unmittelbar aufeinander folgende Prologe beurteilt und damit sogar drei Prologe zählt (S. 111f.). Die in der Rahmenerzählung kunstvoll inszenierte ideale Erzählsituation einer höfischen Gesellschaft in amoener Naturlandschaft identifiziert die Autorin als paratextuelles Element mit „narratologische[r] [gemeint: narrativer] Ausgestaltung“ (S. 118), insofern hier der im Grundlagenkapitel beschriebene „Rahmen“ im Sinne einer „Verpackung“ des Erzähltextes ein handlungsbildliches Äquivalent erhält. All diese Elemente erlauben es, wie die Autorin überzeugend herausarbeitet, den Anfang von *Flore und Blanscheflur* als eine Inszenierung des Romanbeginners zu lesen; dazu passt die nur im Prolog und im Epilog vorgenommene Anbindung der Flore-Geschichte an die Karlsruhgenealogie – im methodischen Entwurf der Untersuchung ebenfalls eine „paratextuelle Funktion“ (S. 188) –, welche eine „buchdeckelartige Rahmung“ (S. 193) erzeugt. Aus diesen Beobachtungen wird schließlich das titelgebende Konzept des „Wechselrahmens“ abgeleitet (S. 194, vgl. S. 402–409), das den Rahmen als potentiell veränderliche Umrandung eines stabilen Erzählkerns begreift.

Das Kapitel beginnt jedoch mit Analysen der Elternvorgeschichten beider Protagonisten, die im Abschnitt über Flores Vater aufschlussreiche Neuerkenntnisse etwa über das Heidenbild des Romans ergeben, aber auch Zweifel zurücklassen, etwa wenn der im Roman dominant negativ gezeichnete Heidenkönig als idealer Herrscher und Vertreter latent christlicher Tugenden gedeutet wird oder wenn die Analyse von Blanscheflurs Mutter von der Voraussetzung ausgeht, die Figur besitze aufgrund ihres Sklavinnenstatus „nicht die konventionelle Funktion einer Adelsgeberin“ (S. 145), während sie tatsächlich als Tochter eines französischen Grafen eingeführt wird (V. 422–430), deren Adel zwar am heidnischen Hof nur errahnt wird, für die Rezipienten aber außer Frage steht. Kann so wirklich der „Wert der Tugendhaftigkeit“ (S. 160) als Alternativmodell zu einer einerseits christlichen, andererseits adligen Herkunft der Protagonisten als Beginn des

„Erzählfadens“ der Handlung belegt werden (ebd.)? Und: Wenn sich auch von diesem Zwischenergebnis her eine einleuchtende thematische Verbindung zur gleichsam angeborenen Idealität des Protagonisten ziehen lässt, welche anschließend in einem (für sich gelesen erneut gewinnbringenden) Abschnitt über die Flore-Figur herausgestellt wird – wo liegt bei einer so konventionellen Motivik der nicht nur metaphorische, sondern auch konzeptionelle und methodische Neugewinn des Begriffs „Erzählfaden“?

Mit dem *Wigalois* widmet sich die Autorin anschließend dem Roman, dessen Prolog zu den meistuntersuchten der mittelhochdeutschen Literatur zählt. Dass er bekanntlich in unterschiedlichem Umfang überliefert ist (der erste Prologteil findet sich nur in acht der dreizehn Vollhandschriften), stützt die These der variablen Rahmung (S. 201f.); wie geschickt er die Zuhörer über eine „imaginative Brücke“ (S. 217) in die Erzählhandlung führt, weist die Autorin in einer kleinteiligen Analyse nach. Ein Schwerpunkt des Kapitels liegt ferner in einer Raumanalyse der Anfangspartie: Anders als bei der Untersuchung des *Flore* gelangt hier endlich die im Grundlagenteil aufwendig entwickelte phänomenologische Theorie des Input-Imagination-Modells wenigstens implizit zur Anwendung (vgl. S. 225 u.ö. sowie S. 299). Die Anfangswelten des Romans werden in enger Verbindung mit dem oft berästelten Requisit des Gürtels, der – in der Perspektive der Studie ein paratextuelles Element – zur Organisation der Erzählwelten beiträgt, als „unheile Welten“ (S. 250 u.ö.) gedeutet, welche sich mit Beginn der Haupthandlung verschließen und auf diese Weise eine „semantische Rahmenstruktur“ (S. 265) konstruieren, zugleich aber durch „Stellvertreterfiguren“ (S. 259) als Erzählfäden Teil des textlichen Gewebes bleiben.

Die letzte Fallstudie schließlich gilt dem *Wigamur*, der, prologlos überliefert und ohne erkennbare Vorgeschichte, auf den ersten Blick gerade keine Rahmung in Sinne der Studie aufweist. Die Autorin kann jedoch zeigen, dass dem Roman eine „Vorwelt“ (S. 318) eignet, in der der Protagonist zwar schon präsent ist, aber nicht zum handelnden Subjekt wird. Vielmehr erfolgt seine „Objekt-Subjekt-Verschiebung“ (ebd.), eine neue Form der erzählerischen Rahmung, in wohl dosierten Schritten. Auch in thematischen Ketten aus Elementen wie Genealogie, Identität, Geschlechterordnung oder Herrschaft (vgl. S. 377), die allesamt *ex negativo* in den Roman eingeführt und später aktualisiert werden, wird die Handlung präfiguriert – oder werden, um es in der Metaphorik der Untersuchung auszudrücken, Erzählfäden eingeflochten.

Die wichtigsten Ergebnisse der Studie fasst ein abschließendes Kapitel (S. 391–429) zusammen. Präzisierend hebt die Autorin zwei „Konditionierungstypen“ (S. 398) semantischer Rahmung hervor: einerseits die als „mimetische Konditionierung“ (ebd.) gefasste Präfiguration des Protagonisten vor seinem Eintritt in die Handlung, etwa durch die Elternvorgeschichte, andererseits die „poetologische Konditionierung“ (S. 399) durch thematische Hinweise, die sich für die der Untersuchung zugrundeliegenden Romane mit der Trias „Herrschaft“, „Genealogie“ und „Familie“ (S. 400) benennen lassen.

Amelie Bendheim hat eine gehaltvolle und lesenswerte, wenn auch in ihrer gedanklichen und sprachlichen Komplexität nicht immer leserfreundliche Untersuchung vorgelegt. Die Stärken der Studie liegen in den intensiven, auch intertextuell und kulturhistorisch weit ausgreifenden Einzelanalysen der Anfangspartien von *Flore*, *Wigalois* und *Wigamur*, daneben im einleitenden Theorieentwurf, der neue Perspektiven auf höfisches Erzählen in der Volkssprache bietet. Die Frage, inwieweit die Analysen und Ergebnisse ihre ‚Rahmung‘, nämlich das aufwendige Grundlagenkapitel und die darin entwickelte Methodik, wirklich zu ihrem Recht kommen lassen, muss sie sich freilich gefallen lassen.